

Der Ring

Der Ring

Erinnerungen aus einem nationalsozialistischen
Gefängnis von Peter Rosenbaum

Herausgegeben von Christine Fischer-Defoy, Andreas Herbst,
Jeannine und Andreas Mittasch

Lukas Verlag

Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand
Reihe B: Quellen und Zeugnisse, Band 6
Herausgegeben von Peter Steinbach und Johannes Tüchel

Gefördert durch:



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

© by Lukas Verlag
Erstausgabe, 1. Auflage 2015
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstraße 57
D-10405 Berlin
www.lukasverlag.com

Umschlag: Peter Rosenbaum, Foto eines der Selbstportraits, das während der Haft
des Autors in Moabit entstanden ist. Das Original der Zeichnung ist verloren.
(Foto: Peter Rosenbaum)
Gesamtgestaltung: Lukas Verlag
Druck: Westermann Druck Zwickau

Printed in Germany
ISBN 978-3-86732-210-2

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Vorwort | 7 |
| Die Lebensgeschichte des Autors | 9 |
| Der Ring Erinnerungen aus einem nationalsozialistischen Gefängnis von Peter Rosenbaum | 21 |
| Nachwort | 161 |
| Fotos zur Biographie von Peter Rosenbaum | 163 |
| Werke von Peter Rosenbaum | 173 |
| Brief des Autors vom 20. Mai 1945 | 180 |

Vorwort

Die Erinnerungen aus einem Gefängnis habe ich erst vier Jahre nach meiner Haft geschrieben. Jenes Tagebuch, das ich mir damals ins Gehirn schrieb, ist ausgelöscht und meinem Gedächtnis entschwunden. Dafür aber haben die Gegenstände, deren einer ich war, den Ausdruck ihres eigenen Zustandes und ihrer eigenen Wahrheiten tief in meine Vorstellung graviert.

Natürlich ist auch das keine »absolute« Wahrheit. Doch relativ ist sie nur, insofern ich manches fehlen lassen musste. Zum Gefängnis gehört die Zensur wie eine Vorzensur derer, die aus ihm schreiben. Selbst heute, nach vier Jahren, bin ich die Angst noch nicht los. »Zuviel«, das heißt, die Wahrheit zu sagen. Um wieviel mehr muss ich also besorgt sein um jene Menschen, die noch in dem Gefängnis sitzen und die ich hier erwähne. So ist meine Rücksichtnahme, mein Fehlenlassen, nur ein Wahrheitsbeweis.

Ich konnte keine Einteilung in Kapitel machen, da sich auch jene Zeit ohne Abschnitte, wie ein gleichförmiger Streifen abrollte. Das, zusammen mit jener Unklarheit der Zeit, welche allen Gefängnissen eigentümlich ist, und die sich bis in die Verben bemerkbar machte, mag man als vom Gefängnis beeinflusste Form mit in Kauf nehmen.

Paris, 3. September 1938.

R.

Die Tür, die sich hinter mir schloss, war fast genau so wie jene in der Prinz-Albrecht-Straße²², ähnlich wie die auf dem Alex²³ und gleich den Hunderten von Türen Moabits²⁴. Eine mit grauem Eisenblech bezogene Fassung. Als einziges Ornament eingeschlagene Nägel, deren Köpfe von oben bis unten gleichmäßige Quadrate bilden. Kein schöner Schmuck, aber immerhin ein Beweis, dass es den erfinderischen Menschen nicht gelingt, trotz besten Willens einen Raum so eintönig zu machen, dass er durch seine Leblosigkeit Menschen tötet. Es lässt sich einfach nicht ausschalten, dass jedes Material ein Eigenleben hat, wie nicht, dass zu seiner Verwendung eine konstruktive Behandlung nötig ist.

Außer diesem nicht beabsichtigten Schmuck von Nägelköpfen (mögen die Gefängnisverwaltungen sich darüber ärgern, dass eine starke Eisenblechplatte nicht von selbst hält!) sind noch einige Unterbrechungen in dem großen Eisentürfeld. Zunächst: an Stelle einer Klinke ein Knopf, denn Gefängnisse sind klinkenlos und nur von außen zu öffnen. Rein kommt man leichter als raus.

Etwas über der Mitte ist ein viereckiges Feld, das wie eine vernagelte Klappe aussieht, welche anscheinend keine Funktion mehr hat. Über dieser Klappe ist der in der internationalen Literatur bekannte »Spion«. Ganz sinnreich, dass das

22 In der Prinz-Albrecht-Straße 8 befand sich von 1905 bis 1927 die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums (siehe Anm. 35). Bis 1933 waren dort Künstlerateliers untergebracht. Von 1933 bis 1945 war das Gebäude Sitz der Geheimen Staatspolizei (Gestapo). Ab 1939 befand sich dort auch die Zentrale des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA). Die Prinz-Albrecht-Straße 8 galt daher in diesen Jahren als »die berühmteste Adresse Berlins«. Zum Gebäude gehörte ein »Hausgefängnis«, in dem politische Gefangene festgehalten, verhört und gefoltert wurden. Im Nachbargebäude Prinz-Albrecht-Straße 9 residierte ab 1934 der »Reichsführer SS« Heinrich Himmler. Seit 1992 ist das vormalige »Gestapo-Gelände« Sitz des Dokumentationszentrums »Topographie des Terrors«.

23 Am Alexanderplatz in Berlin-Mitte wurde 1889 an der Ecke Alexanderstraße/Dircksenstraße der von Hermann Blankenstein entworfene Neubau des Berliner Polizeipräsidiums mit angeschlossenem Gefängnis eröffnet. Wegen der roten Ziegelsteine wurde der Bau »Rote Burg« oder »Zwingburg am Alex« genannt. Das Gebäude wurde ab 1933 von der Gestapo als Gefängnis und Folterort für politische Gefangene, insbesondere SPD- und KPD-Anhänger, genutzt. Das Gefängnis wurde am 29. April 1945 von sowjetischen Truppen befreit, das Gebäude in den letzten Kriegstagen weitgehend zerstört.

24 Das »Königliche Untersuchungsgefängnis im Stadtteil Moabit« wurde zwischen 1877 und 1881 errichtet. Charakteristisch ist der sternförmige Zellenbau mit fünf panoptischen (rundum einsehbaren) Flügeln. Ab 1933 diente das Untersuchungsgefängnis auch als Haftanstalt für politische Verfolgte und Beteiligte am Widerstand. Zu den prominenten Gefangenen gehörten Georgi Dimitrow und Ernst Thälmann, den der Autor mehrfach als Mitgefangenen erwähnt, siehe auch Anm. 56 und Abb. 10.

Das Gefängnis wurde im Krieg zerstört und 1953 abgetragen. Zwischen 1955 und 1962 erfolgte der Wiederaufbau. Heute heißt es offiziell »Justizvollzugsanstalt Moabit«.

Der Autor beschreibt in seinen Aufzeichnungen wiederholt seine Gefängniszelle sowie die sonstigen baulichen Bestandteile und den Grundriss des Gefängnisses. Eine besondere Rolle spielt der Spazierhof, in den er mit seinen Mitgefangenen zum Freigang geführt wurde und der den titelgebenden Namen der »Ring« hatte, vgl. z.B. unten Seite 55f., 63, 74 und 130.



3 Untersuchungshaftanstalt Moabit, Haupteingang, 1963, Foto: Landesarchiv Berlin/Bert Sass

Ding nach dem Flur zu eng wird, während es sich nach innen zu einem etwa zehn Zentimeter großen Kreis erweitert. So kann der Wärter die ganze Zelle übersehen und der Insasse sieht nichts, zumal von außen noch ein drehbarer Blechflügel darüber hängt. Trotzdem ist mir dieser Spion nicht zu gruselig, da ich mich erinnere, dass mancher ängstliche Spießbürger dieselbe Einrichtung benutzt. Allerdings um umgekehrt, von innen nach außen zu spähen, ob er einen Eindringling in sein »Haus meine Welt« einlassen könne. Ich bin mit ihm vertraut, weil auch ich schon an solche Türen klopfte. Vertrautes erschreckt nicht.

Da man schließlich vor keiner Tür ewig stehen bleibt, selbst wenn sie noch so heftig zugeschmissen wird und durch ihren dumpfen Knall von ihrer Solidität überzeugt, trete auch ich zurück in den Raum. Natürlich ist nur das drin, was unbedingt sein muss. Er ist auch kahl, so wie sich etwa die Preußen den Begriff Freudlosigkeit für Innenarchitektur vorstellen; die Farbe nur wegen der längeren Erhaltung der Räume und aus Hygiene. Von unten bis über Mannshöhe ein graues Grün – (schon werde ich an Lou²⁵ erinnert, die sich immer mit mir

25 Gemeint ist des Autors erste Ehefrau Louise Rosenbaum geb. Bergmann (1904–1986), die er 1923 geheiratet hatte und mit ihm nach Frankreich gegangen war; siehe auch die Einführung S. 12 und die Abb. 21, 27 und 28.



4 Untersuchungshaftanstalt Moabit, Hof 1 / E- und A-Flügel, 1963, Foto: Landesarchiv Berlin/Bert Sass

zankt, weil ich Farbübergänge zwischen Grün und Blau nicht richtig bezeichnen kann). Ein dunkler Strich zieht sich als fingerbreite Borte rundherum. Oben weißgekalkt. Ich beginne meine Selbstgespräche:

»Du siehst, hier ist Farbe. Sogar roher Putz würde Farbe haben. Es kommt immer nur darauf an, sich in alles richtig hineinzuknien und to make the best of it.«

Vom Inventar will ich nur das erwähnen, was auffällt, angenehm ist oder zumindest wunderlich. Die absoluten Preußen haben es noch nicht fertig gebracht, das deutsche Gemüt ganz zu unterdrücken.

Wozu liefe sonst die Rückenlehne des einzigen Holzstuhles nach oben rund zu? Wozu hätte er oben den halbkreisförmigen Ausschnitt? Noch nüchterner würde er auch seine Sitzfunktion erfüllen. Warum sind seine Füße so bayrisch-hofbräuhausartig angebracht?

Der Klappstisch gar weist an seinem Standbrett fast barocken Schwung auf. Oben ein Kapital. Auch der Kleiderhalter hat einige überflüssige Schnörkel, die aber mehr dem Amtsstil entsprechen. Gott sei Dank, dass die »Neue Sachlichkeit« sich im Bereich der Kunst posiert und Gefängnis Möbel noch von Tischlern gemacht werden, die in ihren Seelen irgendwo einen Rest Unruhe verbergen, was



5 Untersuchungshaft-
anstalt Moabit, Zellen-
tür von innen, 1950,
Foto: Landesarchiv
Berlin/Bert Sass

ihre Schöpfungen verraten. Die Sparsamkeit spielt nämlich der Nüchternheit hier einen Streich, denn aller Gefängnisbedarf wird von Zuchthäuslern hergestellt. Nur sie, mit ihren unruhigen Seelen und ihrem Verstand in Notwehr, konnten diese aufs Leben verweisenden Geistesprünge hier einschmuggeln.

Vorschriften und ein Inventarverzeichnis sind auch Lektüre, wenn schon keine Literatur. Mich überzeugt das Inventarverzeichnis, dass eine Bibel hier sein müsste; die Vorschriften, dass fehlende Gegenstände beim Verlassen der Zelle zu verantworten seien. Also, wenn Preußisch, dann Preußisch. Ich melde das Fehlen lieber gleich an. So wird sich auch feststellen lassen, wie weit ich hier gehen kann. Wörtlich genommen allerdings nur vier Schritte lang und zwei Schritte quer. Nach den Vorschriften zwar auch im bildlichen Sinne nicht viel mehr, denn die Signalfahne darf nur in Lebensgefahr gedrückt werden.

Ich drücke sie trotzdem. Der Wächter kommt und fährt mich barsch an. Aber sein grober Ton überzeugt mich weniger von Strenge als die verstaubte Vorschrift. Väter fahren ihre Söhne auch an, und die Schlingel bekommen meist doch, was sie wollen. Ich bekomme meine Bibel.

Altes und Neues Testament. Neu eingebunden. Briefpapier, Tinte und Feder gibt's nicht. Muss morgens vor'm Kaffee verlangt werden. Na, wenn schon, ich kann mich auch mit der Bibel an den Klappstisch setzen.

»Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Und Gott sah, dass das Licht gut war.«

Linguet soll in der Bastille den ersten Lichttelegraphen erfunden haben.²⁶ Das muss also ein dunkler Kahn gewesen sein. Hier ist das Licht fast wie in einem Atelier. Ein Oberlicht, und weil es die vierte Etage ist, ohne Eisenstäbe. Aber es ist so hoch, und die Scheiben sind aus Milchglas, dass man doch nicht nach draußen sehen kann.

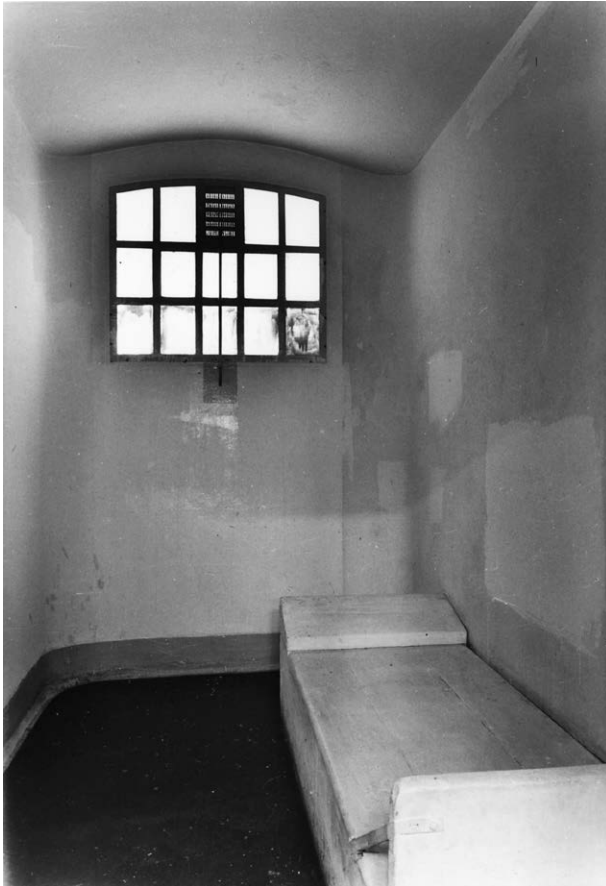
Solch ein Raum wäre eigentlich ideal für geistige Konzentration. Aber mir fällt sie schwer. Ich bin wohl noch nicht ganz hier. Alles ging zu plötzlich. Außerdem erfüllt mich die bange Frage aller Neulinge: Was kommt jetzt?

Am Studium der Bibel bin ich im Augenblick nicht interessiert. Ein bisschen verdeckte Nervosität kommt hinzu. Etwas spöttische, aber doch liebevolle Selbstgespräche oder laute Überlegungen. Die vier Schritte werden auch nicht mehr. Aber da man sie zurückgehen kann, rückwärtslaufen, quer, rund und in der Diagonale, denn das Klappbett muss am Tage vorschriftsmäßig hochgeklappt bleiben, schon allerhand Variationsmöglichkeiten.

Irgendwas Dramatisches spielt sich jedenfalls hier heute nicht mehr ab. Die Freistunde morgen interessiert mich mehr als die künstlichen Bewegungsversuche. Ob ich Bekannte sehen werde? Die Bibel ist wertvoller als meine Dia-Monologe.

Es ist schade, dass ich meine Brille nicht mit habe. So bekomme ich nur die Hälfte mit und bin bedeutend hilfloser. Beim Essen- und Wassergeben wird die Tür aufgemacht, aber bis ich durch meine Kurzsichtigkeit eine Situation erfasse, hat die inzwischen zugeschlagene Zellentür längst wieder eine andere geschaffen. Die mir nicht neu ist: Ich bin allein.

26 Simon-Nicholas Henri Linguet (1736–1794) war französischer Journalist und Advokat, der zwei Jahre in der Bastille inhaftiert war. Er soll versucht haben, seine Befreiung im Jahre 1782 mit Hilfe eines von ihm erfundenen optischen Telegraphen zu bewirken.



6 Untersuchungs-
haftanstalt Moabit,
Zellenfenster von
innen, 1963, Foto:
Landesarchiv Berlin/
Bert Sass

Da ich zum ersten Mal Gefangener bin, ist meine Nervosität erklärlich. Aber ich bin keineswegs niedergedrückt. Eher bewegt mich eine muntere Neugierde, nach interessanten Einzelheiten in meiner Zelle zu suchen. Bei allem Optimismus sind die bald erschöpft. Besonders am ersten Tag einer Einzelhaft. Nichts von »Bildnerie der Gefangenen«²⁷. Keine Wandsprüche, Kritzeleien, nicht mal die bekannten Strichkalender. Zu sehen ist also nicht viel.

Zu hören nicht viel mehr. Denn die Wände sind mindestens einen halben Meter dick, wie ich an Tür- und Fensternischen feststelle. Zu riechen ist ebenso wenig. Der Raum ist peinlich sauber, hoch genug und hat statt des erwarteten

27 Anspielung auf das Standardwerk von Hans Prinzhorn: Bildnerie der Gefangenen – Studie zur bildnerischen Gestaltung Ungeübter, Berlin 1926.



7 Untersuchungshaftanstalt Moabit, Flur mit Zellen, 1950, Foto: Landesarchiv Berlin/
Bert Sass

Kübels ein Wasserklosett. Weil die Fensterklappe nur einen Spalt breit zu öffnen ist, steht allerdings die Luft.

So ist das also hier. Es entspricht nicht den Vorstellungen, die man sich aus Erzählungen, Romanen, Filmen, aus sentimental Liedern, Dostojewskis Erinnerungen aus einem Totenhaus²⁸, Oskar Wildes *De Profundis*²⁹ und seiner Zuchthausballade³⁰, die man sich aus psychologischen und psychiatrischen Werken zusammengebraut hat. Ich vermisse irgendetwas Schreckliches, Schrecklicheres. – Vielleicht erwartete ich im Unterbewusstsein klirrende Ketten, Handfesseln. Erwartete mit begründeter Angst körperliche Grausamkeiten.

Nicht so ungeduldig! So wie Du am ersten Tag noch nicht sehen kannst, so wie Du als Neugeborener noch nicht zu hören weißt, so wirst Du auch schon noch das Schreckliche einer Haft kennen lernen. Noch sind alles neue Eindrücke, die Dich beschäftigen und dadurch ablenken. Wirst Du erst den lähmenden Druck sinnloser Gleichgültigkeit verspüren, die Folter der Zeit, die so zu stehen scheint wie die Luft in diesen vier mal zwei Schritten, dann wird Dir die Zweckmäßigkeit der Anordnungen einleuchten, die sicher so konsequent wie möglich getroffen wurden, um den Aufenthalt so schwer wie möglich zu machen.

So schwer wie möglich. Dieses »wie möglich« hängt von zwei Faktoren ab. Davon, wie weit es durch Dich selbst möglich ist, Dich einen Zustand als Strafe, als Qual empfinden zu lassen. Und davon, wie weit Deine Umwelt es zulässt. Doch überschätze nicht Dich und Deine Fähigkeiten auszuhalten, ja, dem elendesten Zustand noch sein Gutes abzugewinnen. Denn nirgendwo hast Du so Gelegenheit wie hier zu lernen, wie sehr Du von Deiner Mitwelt abhängst. Dass Du nur ein Stäubchen bist. Das Lehrgeld ist teuer und wird unerbittlich eingezogen. Es gibt keinen Kredit. Es kann Dich alles kosten, was Du besitzt. Bis zum Preis Deines Selbst.

Hier kommst Du hinter die tatsächliche Bedeutung mancher Redewendungen. Zum Beispiel: »Das Leben ist kompliziert.« Du hast Zeit zu grübeln und zu erkennen, dass auch das Zulassen Deiner Umwelt eine verwickelte Sache ist. Glaube nicht, dass sich der Grad der Strafe humanitär bestimmen lässt. Oder dass es eine Möglichkeit gäbe, die Strafnotwendigkeit an den Interessen einer Gesamtmenschheit zu errechnen. Die Gesamtmenschheit ist nur ein theo-

28 Gemeint ist das Werk von Fjodor M. Dostojewski: (Aufzeichnungen) aus einem Totenhaus, z.B. aus dem Russischen übersetzt von Viktor Bronikowski, Berlin, Schreiter o.J. (wohl 1925).

29 Gemeint ist das Werk von Oscar Wilde: *De Profundis* – Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthaus in Reading, z.B. herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld, Berlin 1905.

30 Gemeint ist das Werk von Oscar Wilde: *Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading* (»The Ballad of Reading Gaol«), z.B. übersetzt von Albrecht Schaeffer, Leipzig, Insel o.J.

retischer Begriff. Du aber hast mit wirklichen Einzelmenschen zu tun. Die Vernunft der Gesamtheit deckt sich nicht mit der Vernunft Deiner Wärter. Jene theoretische Gesamtheit zerfällt in der Praxis in viele Gruppen und in Interessensphären und zuletzt in lauter Einzelwesen. Die Einzelinteressen entsprechen nicht mal immer den Gruppeninteressen. Die Gruppeninteressen liegen untereinander im offenen Kampf. Du bist ihnen als Materialstäubchen ausgeliefert und weißt nicht, ob die Vernunft Deines Wachtmeisters im Streit mit seinen Gruppeninteressen liegt. Weißt nichts, als dass der Dienst der Menschen um Dich herum darin besteht, Dich einzuschließen, Dir Wasser und Brot zu geben, Dich weit genug entfernt von anderen Menschen zu halten. Wenn es befohlen wird, bis zur strengsten Isolation. Dem Wachtmeister bist Du ganz gleichgültig. Er hat viele Deiner Art und schon unheimlich viele Deiner Art gehabt. Deine Beziehung zu ihm ist, ihm Arbeit zu machen. Eine Arbeit, die unangenehm ist und die er Dir darum mitunter übelnimmt.

Du bist für ihn weniger als das Brot, welches ein Bäcker in den Ofen schiebt und wieder herauszieht, wenn es gar ist. Denn der Bäcker mengt und knetet seinen Teig selber, während Dein Wachtmeister ganz unschuldig an Deinem Charakter ist. Er kennt Dich nicht. Er weiß nichts von Deinen Werten und Schwächen. Gleichwohl schiebt er Dich in den Backofen, denn das ist seine Pflicht. Aber er hat nicht den geringsten Einfluss darauf, Deine Zeit im Backofen zu bestimmen. Gewiss, Du sollst gar sein, aber bei Dir kündigt sich das nicht durch eine braune Kruste an. Eine raffinierte Arbeitsteilung sorgt dafür, dass der Beamte, der mit Dir im engsten Kontakt ist, am wenigsten zu beurteilen hat, ob Du »gar« bist. Wenn Du nicht erwartest, dass ein Bäcker sich für ein einzelnes Brötchen interessiert, das bald aus seinem Gesichtskreis verschwindet, so erwarte auch nicht mehr, als dass Dein Schließer die Tür aufreißt und sie Dir vor Deiner Nase zuschlägt.

Schlimm ist nur, dass ich keine Zigaretten habe oder, wenn man so will, dass ich so abhängig von ihnen bin.

Es wird ruhiger im Bau. Trotzdem man mir die Uhr abnahm, merke ich, dass es Abend sein muss. Ich klappe mein Bett herunter und richte mich ein, so gut es geht. Schlafen kann ich noch nicht und so ziehen die Ereignisse der letzten Tage noch einmal durch meine Überlegung.

Es sind jetzt schon drei Tage her, seit man mich holte. Morgens, in aller Herrgottsfrühe, hatte meine Zimmerwirtin mich geweckt und mir durch die Tür zugerufen, dass ein Freund mich sprechen wolle. Halb im Schlaf sagte ich zu meiner Frau: »Es wird Erich sein«, und zu der alten Schönebergen: »Lassen Sie ihn rein«.

Herein kamen zwei schneidende Gestapobeamte.

»Aufstehen!« »Sie sind verhaftet!«

Dieselben Herren sollen vor vierzehn Tagen in meiner Abwesenheit schon mal dagewesen sein. Meine Kehle war trocken und ich erlebte zum erstenmal wirklich den Ausdruck: »Mir blieb die Spucke weg«.

»In Dresden ist bei einer Verhaftung Ihre Telefonnummer gefunden worden.«

»Seit neun Monaten habe ich kein Telefon mehr und in Dresden habe ich auch keine Bekannten.«

Man erzählte mir eine Sherlock-Holmes-Geschichte von Lösungsworten am Telefon als Erkennungszeichen. Meine Beteuerungen wurden mit den Worten abgelehnt: »Das kennen wir.«

Sollte das sein, weil ich nicht in die Reichskulturkammer³¹ gehen wollte? Weil ich neulich vor mehreren Kollegen erklärte, es sei eine Schweinerei, hineinzugehen und behördlich reglementierte Kunst zu fabrizieren?

Die Beamten teilten sich in die Haussuchung der kleinen Kammer. Der eine schraubte den Ofen auf und suchte in der Asche rum. Der andere beschäftigte sich mit dem Kleiderschrank. Da überfiel mich ein lähmender Schreck. In der Gesäßtasche meiner blauen Hose steckte eine Schrift, die man mir gestern gab! Irgendein Artikel von dem Bulgaren Dimitroff³², auf die jeder Deutsche scharf ist. Ich sah, wie der Beamte mit beiden Händen die Hosen entlangstreifte. Niemals habe ich eine Bewegung so mitempfunden. Aber er suchte dann in den anderen Kleidern. Wie gleichgültig mir da auf einmal wurde, dass man meine Briefe an meine Frau las. Es berührte mich gar nicht, dass sie Mitwisser von Intimitäten wurden, die nicht für sie bestimmt waren. Eigentlich benahm sich der Lange ganz nett, oder war es nur die »menschliche Tour«, etwas herauszubekommen, dass er zu meiner Frau sagte: »Polizei ist neugierig, was?« – Dass er sich von Lou auch noch die schmutzige Wäsche zeigen ließ, beruhigte mich immer mehr. Doch die Trockenheit wich nicht aus meiner Kehle und meine Zunge blieb schwer. Ich hab dann erklärt, mich in der Toilette waschen und anziehen zu wollen, was man mir gestattete mit der freundlichen Aufmunterung, »keine Dummheiten« zu machen, unter gleichzeitigem Hinweis auf einen mit der rechten Hand umklammerten Gegenstand in der Hosentasche, der sich dort hart abzeichnete. Diesen Rat habe ich befolgt und das Klügste getan, was ich tun konnte: mir die blaue Hose über den linken Arm gehängt, bin nach nebenan gegangen, habe laut gegurgelt, dabei vorsichtig die Druckschrift zerrissen und mich nicht geniert, sie tief ins Lokusabflussrohr zu stecken. Trotzdem ich bis zum Ellenbogen nasse Arme hatte, ich habe mich nicht geekelt.

31 Siehe Anm. 10.

32 Georgi Dimitrow (1882–1949), Funktionär der Bulgarischen Kommunistischen Partei und der Kommunistischen Internationale, Angeklagter im Reichstagsbrandprozess, ab 1946 bulgarischer Ministerpräsident.

Lou benahm sich bei der ganzen Geschichte sehr tapfer und ruhig, während meine Hände nervös zitterten.

»Warum zittern Sie so?« »Weil ich aufgeregt bin.«

»Warum sind Sie denn so aufgeregt?« »Weil ich verhaftet werde.«

Sicher habe ich mich instinktiv richtig benommen. Mein Denken war eine von mir völlig unabhängige Funktion. Es wirkte wohl mit, aber ganz anders wie sonst. Mir fremder, unerbittlich und unbedingt wurden in meinem Kopf alle Antworten diktiert. Mein Bewusstsein nahm gar keine Rücksichten mehr auf mich oder auf meine Eitelkeiten. Es stand gleichsam außer mir, war unabhängig und beherrschte mich kalt.

Obwohl ich es normalerweise geschmacklos finde, mir Vorschriften über meine Lektüre machen zu lassen, bin ich gar nicht erst auf den Gedanken gekommen, mit mir, geschweige denn mit diesen beiden Herren, darüber zu rechten. Sondern ich habe meine Hände mit der Schrift eines mutigen Mannes tief in einen Abort getaucht – ohne mich zu schämen. Ganz im Hintergrund nur lauerte ein kleines Empfinden von Feigheit. Doch das mag mir auch heute nur so vorkommen und war vielleicht in Wirklichkeit Ohnmacht.

Als der lange Beamte ein Buch über Flandern fand, wurde sein berufliches lauernes Interesse überdeckt von Reminiszenzen. Der Griff an meiner Kehle wurde lockerer, ohne jedoch ganz zu verschwinden. Aha! – Ihr müsst Euch der Menschen bedienen, um Eure Maßnahmen durchzuführen! – Ich gebe zu, bei dieser aufatmenden Konstatierung keine Vergleichsmaßstäbe angewandt zu haben, wie Raskolnikow gegenüber der Pfänderverleiherin.³³ Aber da hinter der Fassade der Mensch durchschaute, wurde ich ruhiger. Die lähmende Angst wich. Menschen kenne ich. Ich bin auch einer. Und sogar einer, der die anderen beobachtet. Mögen sie schrecklich sein, es wird menschlich sein. Vielleicht grausam, dumm, jedenfalls wird es bekannt sein. Was man kennt, mag man meiden, lähmt aber nicht vor Entsetzen.

Die Beamten gingen dann mit uns herunter zur nächsten Straßenbahnhaltestelle. Der Lange unterhielt sich mit Lou über seine Familie, über seine Kinder, über einen Autounfall, den er kürzlich gehabt. Ich hatte weniger Glück. Oder die Entdeckung, dass es ja letzten Endes doch keine auf nichts reagierenden Guillotiniemaschinen seien, die mich mechanisch verhafteten und weiß Gott was für unbekannte Dinge mit mir machen würden, hatte mich vergessen lassen, dass auch Menschen böse sein oder böse werden können. Dass ihre menschliche Reaktion auch unangenehm werden kann. – Mein Begleiter hatte seinen

33 Gemeint ist die Romanfigur Rodion Romanowitsch Raskolnikow aus dem Roman »Schuld und Sühne« von Fjodor Dostojewski, zum Beispiel in der Übersetzung von Michael Feofanoff, München 1908.

Menschen in den Beamten der Polizei gesteckt und gut zugeknöpft. Dieser verborgene Mensch kam erst zum Vorschein, als er den bildlich übertragenen Sinn einer von mir gebrauchten Redensart wörtlich auffasste. Auf seine Frage, warum ich denn kein Nationalsozialist sei, hatte ich geantwortet: »Ich kann aus meinem Herzen doch keine Mördergrube machen.« Worauf er mich grob anfuhr: »Wie meinen Sie das?«, weil wohl der Ausdruck Mördergrube in ihm zu direkte Vorstellungen auslöste, als dass der übliche Sinn des Sich-Nicht-Verstellen-Wollens hätte hervorgerufen werden können.

Mit der Straßenbahn sind wir dann in die Stadt gefahren. Ob irgendjemand der mitfahrenden Leute ahnte, was für Fahrgäste wir waren? Wie sollten sie? Drei Herren in Zivil, eine junge Frau. Zwar ein bisschen früh, aber nichts Außergewöhnliches. Prinzip der Gestapo – kein Aufsehen. Wenn nicht zufällig ein guter Psychologe mitfuhr, so wird selbst der Schreck in meinem Gesicht niemand etwas gesagt haben. Vielleicht hat man sich sogar nicht mal gewundert, dass wir an der Prinz-Albrecht-Straße ausstiegen, obwohl zu dieser Zeit das Völkerkundemuseum³⁴ noch nicht auf ist und es hier keine Wohnhäuser gibt. Womöglich hat überhaupt keiner Acht gegeben, denn sonst hätte man sich vielleicht gefragt, warum die beiden uns so sorgsam in die Mitte nahmen, da sie so höflich nun wieder nicht aussahen.

Wir wurden in den Keller des ehemaligen Kunstgewerbemuseums³⁵, jetziger Hauptsitz der Gestapo, geführt. Hier sah ich einen Mann, der mir nicht umsonst dort aufgestellt zu sein schien, den viele andere wahrscheinlich mehr als nur gesehen haben. Groß, mit schwarzem Hemd und aufgekrempelten Ärmeln, die sich über mächtigen Muskelknollen seiner verschränkten Arme spannten. Ein unbeteiligtes, stumpfsinniges Gesicht, das einem Neandertaler näher stand als manches nachdenkliche Gesicht eines Affen. Die fehlende Stirn beherrschte die finsternen Augenbrauenbögen und kräftigen Kinnladen. Lösung der »Untermenschenfrage« im Angestelltenverhältnis? Wie ich die Arme sah, durchzuckte mich der Gedanke: ob die mich auch schlagen werden?

34 Das Museum für Völkerkunde in Berlin wurde ab 1880 in der Königsgrätzer Straße 120 (heute: Stresemannstraße)/Ecke Prinz-Albrecht-Straße (heute: Niederkirchner Straße) als markanter halbrunder Bau errichtet und 1886 eingeweiht. Es befand sich damit nach 1933 in unmittelbarer Nähe zum Sitz der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße 8. Das Gebäude wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört und 1961 abgerissen. Heute befindet sich dort der Parkplatz des Martin-Gropius-Baus.

35 Das Kunstgewerbemuseum wurde 1868 als Deutsches Gewerbe-Museum zu Berlin gegründet. Zwischen 1877 und 1881 errichteten die Architekten Martin Gropius und Heino Schmieden den Museumsneubau in der Prinz-Albrecht-Straße 7 (heute: Niederkirchner Straße). Ihm war in der Prinz-Albrecht-Straße 8 die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums räumlich angegliedert. Der Martin-Gropius-Bau wird heute als Ausstellungshaus genutzt.

Doch hat mich dieser Eindruck nicht ängstlicher, wohl vorsichtiger, behutsamer gemacht. Wie ich früher merkte, dass Menschen die Befehle ausführen, so erkannte ich hier, dass hinter diesen Menschen andere Menschen, hinter diesen anderen Menschen ein kaltes System steckt und steht. Dass dieses System getrieben wird von einem erbarmungslosen Kampf ums Ganze. Erkannte, dass es ernst wurde.

Man hat mich dann einige Stunden lang verhört. Da der vernehmende Beamte, derselbe, der sich über die »Mördergrube« so aufregte, mit mir und meinen Erklärungen nichts anfangen konnte, suchte er sich für sein Protokoll solche Bruchstücke aus meinen Sätzen heraus, die mich belasten sollten. Entweder verlangt man von ihnen, dass sie viele überführen, oder sie sind ehrgeizig und wollen »gute Arbeit« hinlegen, damit ihre Vorgesetzten auf sie aufmerksam werden. Denn sonst würden sie nicht so viel Schuldige produzieren. Es ist die bekannte Methode, durch die aus Nachrichtenübermittlern bei Mangel an Material, Agents provocateurs werden. Ich kann mir vorstellen, dass diese Herren jene Opfer direkt gerne haben, die ihnen keine Schwierigkeiten machen und ihrem Streben nach aufsehenerregenden Arbeiten entgegenkommen. Wofür sie dann mit Zigaretten oder einer Tasse Kaffee, nebst jovialem Wohlwollen belohnt werden. Ich konnte ihnen diesen Gefallen nicht tun, so leid es mir auch immer tut, wenn durch meine Schuld jemand schlechte Arbeit leistet und Unannehmlichkeiten bekommt.

Mein Protokoll begann er mit der aufgeschnappten und etwas deformierten Phrase: »Ich gebe zu, kein Antisemit zu sein.« Ich hatte ganz einfach nur gesagt, nicht »zugegeben«, dass ich kein Antisemit sei, sondern im Gegenteil viele Juden als tüchtige und wertvolle Menschen schätzen zu lernen Gelegenheit gehabt hätte. Meine Erklärungen, dass ich selbst Gelegenheit habe festzustellen, wie unrichtig und ungerecht die Züchtung eines unüberlegten Vorurteils sei, nahm er nicht ins Protokoll auf. Ich erklärte, wie ich mit meinem jüdisch klingenden Namen durch diese Hetze geschäftliche und menschliche Schwierigkeiten bekommen habe, die mich bis zum Wohlfahrtsamt führten und auch dort noch begleiteten. Da ich nach den neuen Bestimmungen als »Arier« galt und das angeben musste, knüpfte sich im Zusammenhang daran folgendes aufschlussreiche Zwiegespräch, welches natürlich nicht protokolliert wurde, was ich hiermit nachhole:

»Wenn Sie Schwierigkeiten mit Ihrem Namen haben, warum wechseln Sie ihn dann nicht?«

»Weil ich mit meinem Namen zufrieden bin. Weil man mich unter meinem jetzigen Namen kennt, den ich doch nie loswürde. Weil ich es für nutzlos halte und böse Zungen dann erst recht behaupten würden, mit mir stimme irgendetwas nicht.«

»Ja, warum erbringen Sie in solchen Fällen dann nicht ganz einfach die Beweise?«

»Weil das geschmacklos ist und nicht überall Sitte, bei einer Vorstellung gleich die Stammrolle aus der Tasche zu ziehen. Außerdem kommt man dazu erst gar nicht. Denn meistens wird beim Klang meines Namens das Gesicht des Gegenübers eisig, Türen schließen sich, Telefonhörer werden eingehängt. Mehr oder weniger sanft, höflich oder grob, je nach Niveau.«

»Tjaa, die Beweise meine ich nicht«, – und mit einer flachen Handbewegung von seinem Schoß auf den Tisch –, »sondern die Beweise, die man jederzeit auf den Tisch legen kann.«

»Ich bin in Gegenwart von Damen nicht gewöhnt, solche Scherze zu machen.«

»Diese Dame (die protokollführende Stenotypistin) ist auf alles geeicht.« –

»Ich kenne sie nicht und für mich bleibt sie eine Dame. Außerdem lasse ich mich auch nicht durch eine Verhaftung auf so ein Niveau herabdrücken.«

Als er mich nach meinem Bekanntenkreis fragte, wurde mir heiß und kalt. Ich stellte mir vor, dass alle die gleichen Schwierigkeiten haben würden wie ich. Darum machte ich erst einige Ausflüchte wie: »In der Not gehen tausend Freunde auf ein Lot.« Aber das half nicht, sondern veranlasste ihn, noch mehr zu drängen. Er glaubte mich zu haben. Zögernd habe ich dann den Namen von einigen französischen Schauspielern genannt, die es mir verzeihen werden. Dann einen befreundeten Arzt, Professor Dr. Schlesinger³⁶.

»Wer ist das?« »Ein Arzt, Chirurg.«

»Jude?« »Ja – vielmehr gewesen.«

»Wieso?« »Er hat sich im Lauf der Verfolgungen aufgehängt.«

Als ich seine böse Enttäuschung sah, durchschoss mich eine Idee, und ich fühlte, wie meine Unsicherheit in Sicherheit umschlug.

»Weiter!« »Schäfer«³⁷ »Was macht der?«

»Er war Ingenieur beim Rundfunk und hat sich mit seiner Frau das Leben genommen.« »Und?« »Dr. Bettmann.« »Jude?« »Ja, Selbstmord.«

»Hören Sie auf«, brüllte er mich mit Kommandostimme an, der ich gern gehorchte, obwohl in jener Zeit jeder Berliner bekannte und unbekannt »Selbstmörder«, Juden und Nichtjuden an den Fingern herunterzählen konnte.

36 Gemeint ist der jüdische Chirurg Dr. med. Arthur Schlesinger (1875–1933), der sich am 1. April 1933 in Berlin das Leben nahm.

37 Gemeint ist der Chefingenieur der Reichsrundfunk-Gesellschaft in Berlin, Walter Schaeffer, der sich am 24. März 1933 zusammen mit seiner Frau das Leben nahm. Hintergrund war eine »Säuberungswelle« im März 1933 im Haus des Rundfunks, bei der fast die Hälfte der Mitarbeiter der Berliner Funk-Stunde entlassen wurde. Einige von ihnen wurden verhaftet und in das KZ Oranienburg überführt, darunter der vormalige Intendant Hans Flesch und der Radiopionier Alfred Braun.

Auch die Toten werden mir verzeihen, besonders die, welche ich persönlich gar nicht kannte. Halfen sie mir doch, Lebende zu schützen.

Der Mann unterschied sich von seinem Vorbild Sherlock Holmes wie eine Kunstgewerblerin von Rodin. Stets war das handwerksmäßige Klappern seiner angelernten Griffe zu hören und verriet seine Absicht. Seine Suggestivfragen waren mitunter so plump, dass ich sogar einmal so frech wurde, sie mir als doppelte Beleidigung zu verbitten. Beleidigung, indem er vorherige Erklärungen einfach negierte und mir schon durch die Art seiner Frage unterschob, eine Unwahrheit gesagt zu haben. Dann eine Beleidigung meiner Intelligenz, indem er mir zutraute, den Zweck nicht zu erkennen und in seine Falle zu gehen. Die Fragen selbst waren so dumm, dass ich sie schon nicht mehr weiß.

Nur noch, dass er mich fragte: »Kennen Sie Felix Halle?«

Aha, da will er hinaus! Felix Halle war ein bekannter Strafrechtler der Linken, auf dessen Buch: »Wie verteidigt sich ein Proletarier vor Gericht?« er anspielte.³⁸ Obwohl ich Herrn Halle wünsche, nie in eine Lage zu geraten, in der er von seinen Ratschlägen Gebrauch machen müsste, da er so primitiv ist, z.B. zu raten, jede Aussage zu verweigern, bis man seinen Rechtsanwalt gesprochen habe, was sich nur für normale Staaten eignet, da bei der Weigerung zu sprechen andere das Stummmachen besorgen würden, stecke ich das Kompliment ein und quittiere es mit: »Nein, den kenne ich nicht. Ist der Herr auch in meinen Fall verwickelt?«

»Ihre Naivität kennen wir! Glauben Sie, wir ziehen uns die Hosen mit der Kneifzange an? Wir werden bald andere Saiten gegen Sie aufziehen.«

Noch einige Male hat er mir gedroht, »andere Methoden anzuwenden«. Gott sei Dank hat er sie nicht angewandt. Und obwohl er gegen mich nicht aufrichtig war, sondern mich nur durch plumpe Tricks in Widersprüche verwickeln und so belasten wollte, wodurch ich mich nicht geradezu verpflichtet fühlte, ihn als meinen Beichtvater zu betrachten, habe ich ihm doch mit meiner aufrichtigsten Ehrlichkeit gesagt, »ich möchte nicht, dass man mich schlägt«.

»Schlagen wir denn?« »Das sage ich ja nicht.«

»Wie kommen Sie denn darauf?« »Man hört so viel.« — — —

38 Felix Halle (1884–1937), Jurist, KPD-Mitglied, Leiter der juristischen Zentralstelle der KPD-Reichs- und Landtagsfraktion und der Roten Hilfe während der Zeit der Weimarer Republik. Er emigrierte 1933 über Prag und Paris nach Moskau. 1937 wurde er vom NKWD verhaftet, zum Tode verurteilt und in Butowo/Moskau erschossen. Mit dem zitierten Werk gemeint ist das Buch von Felix Halle, *Wie verteidigt sich der Proletarier in politischen Strafsachen vor Polizei, Staatsanwaltschaft und Gericht*, Berlin 1924.

Ich bin wieder in den Keller geführt worden und habe das brutale Schlägergesicht, das mich mit Befürchtungen erfüllte, nicht mehr gesehen, geschweige denn ---. Zigaretten oder Kaffee hat man mir jedenfalls beim Verhör nicht angeboten, während die Herren fleißig ihre »Trommler« rauchten. Fleißig, denn gut ist die Marke nicht, und es war wohl nur auferlegte Ehrenpflicht, den Umsatz der nationalsozialistischen Zigarette zu erhöhen. Eine für den Konsumenten weniger angenehme Verquickung von Weltanschauung und Geschäft.

So laufe ich eben von jetzt ab mit dem protokollierten Brandmal durchs Leben, kein Antisemit zu sein.

Der Kerkermeister sah wie ein sympathischer Dicker aus. Als ich ihm erklärte, dass ich kein Held und die Sache mir erstens auf die Blase geschlagen sei, weswegen ich dauernd auf die Toilette müsse, und ich zweitens von der Aufregung Hunger bekommen hätte, lachte er breit und führte mich zum Locus.

»Hunger hast Du? Aber es gibt nur Polizeifinger! (Möhren) Ich werd Dir gleich einen Schlag geben lassen. Ein komisches Pärchen seid Ihr. Deine Frau sitzt in der Zelle am Tisch und schläft, und Du hast Hunger.« Ich habe mich selbst gewundert, mit welcher Gier ich den Fraß verschlungen habe.

Auf meinen Wunsch durfte ich noch mit einigen anderen, mir unbekanntem Gefangenen eine Viertelstunde im Kreis auf dem Hof spazieren. Ein SS-Mann stand Schildwache. Er hat mich angelächelt. Noch ein richtiger Junge. Die Anderen sahen sehr schlecht, blass, teilnahmslos und geduckt aus. Ich konnte nichts über sie oder von ihnen erfahren.

Langeweile hat mich nervös gemacht. Was kommt? Zigaretten fehlten mir noch mehr. Was kommt?

Eine Zeitung hat mir der Dicke nicht besorgt. Nachmittags klang dann die Tanzmusik vom Kaffee Europa-Haus³⁹ in den Keller. – Es stimmt ja –, das liegt im selben Häuserblockkomplex, und wir sind mitten im Treiben der City – gegenüber liegt der Anhalter Bahnhof –.

Geschmeidige Walzer, flotte Foxtrotte, schmelzende Tangos – ich kann den Gedanken an die Gesichter der anderen, die mit mir in der Runde gingen, nicht loswerden – sie, Musik und Gestapo im selben Raum –.

39 Das Europahaus in der Stresemannstraße 90–94 in Berlin-Kreuzberg wurde nach Entwürfen von Otto Fierle Ende der 1920er Jahre im Stil der Neuen Sachlichkeit erbaut und 1931 als modernes Bürohaus eingeweiht. Es grenzt mit seiner Rückseite an das Grundstück Prinz-Albrecht-Straße 8, den Sitz der Gestapo. Viele Häftlinge des dortigen »Hausgefängnisses« berichteten, dass sie aus ihren Zellen die Tanzmusik vom Europahaus hören konnten. Das Gebäude ist zurzeit Sitz des Bundesentwicklungsministeriums.

Lou wurde noch am selben Tag entlassen, während mich die »blaue Minna« zum Alex fuhr. Zum ersten Mal im vergitterten Polizeiwagen, mit zwei Beamten, ich ganz allein. Im Grunde war ich voller Stolz darüber, als ich neugierig durch das Gitter auf die wegfliegenden Straßenbilder sah, um die Richtung festzustellen. Gar nicht stolz, eher besorgt war ich um diese Richtung. Alex? Oder Columbiahaus?⁴⁰ Als ich merkte, dass das Auto nicht zum Columbiahaus fuhr, habe ich aufgeatmet, und die schnauzige Behandlung der Blauen auf dem Alex machte mir nichts aus – weil ich an die Behandlung im Columbiahaus dachte.

Im Alex steckte man mich in eine Gemeinschaftszelle. Wir lebten gerade in der Kampagne gegen die »Meckerer, Miesmacher und Kritiker«.⁴¹ Deshalb war keine Einzelzelle für mich frei, obwohl sie angeordnet war, wie ich aus den Verhandlungen der Blauen mit den Wärtern entnahm. Bald sah ich dann, wieviel »Meckerer« existierten, oder richtiger, was man alles unter diesen Begriff zusammenfasste. Die Zelle war schon mit etwa acht Mann besetzt. Gleich scharten sich die Insassen um mich, fragten mich aus: »Woher?« »Wohin?« »Bist Du politisch?« »Hast Du Schläge bekommen?« »Hast Du was zu rauchen?« etc. Sie zeigten mir mein Bett, und weil ich unbeholfen war, halfen sie mir, es zu machen. Die Betten standen zu zweit übereinander und der Raum war nicht sauber. Ich lag fast unter der schmutzigen Decke. An Schlafen war nicht zu denken, schon wegen der Fragerei. Einer gab so schauderhaft an, als ob er die Kommunistische Internationale in einer Person sei. Der schien mir noch am wenigsten ausgefressen zu haben. Ein anderer saß eigentlich in Moabit, war aber augenblicklich zur Vernehmung hier. Ich schätzte ihn seinem Typ nach für einen Kommunisten ein. Brillenträger, aber auch ohne sie ein intelligentes Gesicht. Nach hinten herübergekämmte glatte und dunkelblonde Haare. Er benahm sich wie ein Stubenältester. Schon darum habe ich ihn mir höflich vom Leibe gehalten. Die anderen waren harmlose Jungs. Einer war gleich-

40 Das Columbia-Haus, eine am Ende des 19. Jahrhunderts errichtete Militärarrestanstalt, lag am Columbiadamm 71 in Berlin-Tempelhof. Ab 1933 nutzte es die Gestapo als Haft- und Folterstätte. Bereits im September 1933 waren in den 156 Einzelzellen über 400 politische Gefangene, meist Sozialdemokraten und Kommunisten, Gewerkschafter und Mitglieder verschiedener linkssozialistischer Gruppen eingesperrt. Später kamen verfolgte Homosexuelle hinzu. Viele Häftlinge starben an den brutalen Folterungen. Ab 1934 wurde aus dem Columbia-Haus das »Konzentrationslager Columbia«, das bis 1936 bestand. Am Standort erinnern daran heute eine Informationstafel und ein Mahnmal.

41 1934 startete Reichspropagandaminister Joseph Goebbels einen Feldzug gegen »Miesmacher und Kritiker«, gegen Gerüchtemacher und Nichtsköner, gegen Saboteure und Hetzer«. Er richtete sich nicht nur gegen breite Teile der Bevölkerung, sondern auch gegen Kritiker in den eigenen Reihen. Jeder konnte aufgrund einer Denunziation wegen regimekritischer Äußerungen verhaftet und verurteilt werden.

zeitig Führer in der Hitlerjugend und im Deutschen Luftsportverband. Weil er in der Hitlerjugend Mitglieder für den DLV geworben hatte statt für die nationalsozialistische Fliegergruppe, war er gelandet. Seine Verhaftung trug er so jungenhaft stolz wie eine Auszeichnung. So wie wir früher einen Verband trugen wie etwas, das uns bedeutend wichtiger machte.

Er protzte mit seinen Verbindungen und behauptete, durch die Rührigkeit seiner Mutter bald wieder frei zu kommen.

Ein anderer hatte, betrunken im Straßengraben liegend, einem Nazi »Rot Front« zugerufen. Aber nur aus Ulk, behauptet er. Der Ulk war verflogen, die Spuren seiner Keile noch nicht. Die Naziortsgruppe seines Dorfes hat ihn hierher geschickt, wo er seit 6 Wochen auf den Schnellrichter wartet.

Wenn ich nur zu rauchen hätte. Keiner hatte.

Nachts wurde ein Betrunkener eingeliefert. Ein Kretin. Er hatte Blumen bei sich und erzählte, dass er Schwarz-Blumenhändler sei. »Und deswegen stecken sie Dich hier zu den Politischen?«, fielen die anderen über ihn her.

»Ne, ich wollte von 'n Alex mit de Kellerbahn nach de Friedrichstraße fahrn. Da hat mir der Affe an de Sperre nich durchgelassen, weil ich besoffen wär. Und da habe ich bloß gesagt: Det is aber gar nich scheen von Euch, die vorigte Regierung hat mir immer mitfahrn gelassen. – Da hat er'n Blauen geholt un die ham mir gleich hier rin gebracht. Meine Blumen wer ick wol wegschmeißen könn, wa? Morjen, wenn se mir entlassen, wern se ja doch welk sind.«

Noch später kam ein junger Mann herein. Schluchzend, wimmernd, völlig aufgelöst. Als sich der Wachtmeister verzogen hatte, wurde er ausgefragt.

»Haben sie Dich geschlagen?« Aber er wollte oder er konnte vor Schluchzen keine Antwort geben. Wollte sich auch nicht helfen lassen, sein Bett zu machen, sondern setzte sich an eine Ecke des Tisches und verbarg sein Gesicht in beiden Händen, in die er beständig hineinweinte. Alle versuchten, ihn zu trösten und ihm Mut zuzureden. Endlich wurde man aus ihm schlau. Er war Zapfer in einem Nachtlokal und soll »Rot Front« zu einem Gast gesagt haben, der Nazi-funktionär war.

»Was soll bloß meine Mutter sagen«, wimmerte er immer wieder, an seinen Tränen schluckend und seine Worte unterbrechend.

»Es war kurz vor Feierabend und der Gast war sehr betrunken, und ich bin kein Kommunist und war auch keiner. Ich hab mich nie mit Politik beschäftigt und ich hab noch nie was mit der Polizei zu tun gehabt.«

»Na, dann wird's aber Zeit!«, wurde er unterbrochen.

»Was soll bloß meine Mutter denken, wenn ich nicht nach Hause komme. Was wird sie sagen, wenn sie hört, dass ich eingesperrt bin!«